Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 3 (1909)
Heft: 9

Artikel: Zur Heimarbeits-Ausstellung
Autor: Ragaz, L.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-132036

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Heimarbeits-Ausstellung.

Ueber die Heimarbeits-Ausstellung, die nun von Zürich nach Basel gewandert ist und den Kongreß für Arbeiterschutz, der mit ihr verbunden wurde, ist in den Tagesblättern zum Teil sehr ausführlich berichtet worden. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, diese Referate um ein weiteres zu vermehren. Ueber den Sinn und Zweck der Ausstellung im allgemeinen aber hat ein in der vorletzten Nummer erschienener Aufsatz orientiert. So bleibt uns nur übrig, noch über die Eindrücke, die Ausstellung und Kongreß hinterlassen haben und ihre mutmaßlichen praktischen Resultate einiges zu sagen.

I.

Wer die weiten Räume des Mädchenschulhauses am Hirschengraben in Zürich betrat, wo die Ausstellung Saal auf Saal füllte, der hatte den Eindruck, daß er in einen sozialen Anschauungsunterricht großen Stils eintrete, der zugleich ein wichtiges Stück schweizerischer Volkskunde darstellte. Wenn man diese Produkte eines bedeutenden Teils der nationalen Arbeit sah: die kunstvollen Spitzen des ostschweizerischen Stickers, die Hüte und Körbe des Aargauer, Freiburger, Tessiner Strohflechters, die Bänder der basellandschaftlichen Seidenweber, die Kunstwerke der Berner und Neuenburger Uhrmacher, die Zigarren der Aargauer Tabakarbeiter, die Sächelchen der Berner Oberländer Schnitzler, nicht zu vergessen die Blousen, Hosen, Röcke, Hemden der vor allem in den Städten oder ihrem Umkreis zu findenden Frauen, die im Dienst der Konfektion sich abquälen — dann mußte sich auch der, dem diese Dinge nicht durchaus neu waren, sagen, daß ihm die Augen für ein Stück von dem Leben unseres Volkes in einer Weise geöffnet worden seien, wie keine Vorträge, Broschüren oder Zeitungsartikel es zu tun vermocht hätten. Die Sprache der Arbeitsprodukte selbst wurde erläutert und noch weiter veranschaulicht durch eine Fülle von statistischen Darstellungen, Karten, Photographien und dazu durch die lebenden Arbeiter selbst, die vor uns zum Teil in sehr realistisch hergerichteten Arbeitsbuden ihr Werk verrichteten. Da hätte man namentlich die Schulen hergewünscht. Wir Erwachsenen aber mußten uns sagen: Hätte man doch uns einst im Unterricht, statt uns die Höhen der Berge, die Einwohnerzahl der Städte und die Flüsse der Schweiz und ihre Nebenflüsse in Vollständigkeit einzuprägen, etwas von diesen Dingen erzählt, vom Leben und Arbeiten des Schweizervolks, etwa so, wie's Selma Lagerlöf in „Niels Holgersohns wunderbarer Reise" für Schweden tut, das wäre eine bessere Erziehung zur Vaterlandsliebe gewesen, als die sonst angewandten und angepriesenen Methoden und dazu eine soziale Erziehung ersten Ranges. Dann stünde der Bauer nicht so verständnislos und feindselig dem Arbeiter gegenüber, dann wäre die „Solidarität der Volksgenossen" mehr als ein halb-

wahres Schlagwort für Parteizwecke. Aber wie hätte der Lehrer solches erzählen sollen? Er wußte meistens selbst nichts davon; woher hätte er es wissen können? Erst seit kurzem haben wir ja Augen für diese Dinge bekommen. Gerade in der Schweiz hat es bis jetzt sehr stark an genauer Bearbeitung und anschaulicher Darstellung des sozialen Tatsachenmaterials gefehlt. Also öffnen sich uns für die Zukunft pädagogische und andere Perspektiven, wenn wir das Bild dieser neuartigen Ausstellung auf uns wirken lassen, die, jenem Zauberer Asmodi ähnlich, gleichsam die Dächer abhebt, unter dem ein großer Teil unseres Volkes wohnt und uns hineinblicken läßt in die stille Arbeit, die dort getan wird, die rastlose, mühselige, unter dem Stecken der Treiber, die Not und Hunger heißen, getane, vielfach durch Unrecht vergiftete und von Tränen benetzte Heimarbeit.

Man schätzt, daß in der Schweiz mindestens 130,000 Personen Heimarbeit verrichten. Rechnet man dazu die Familien, die daraus ganz oder teilweise leben, so wird klar, daß hier ein sehr beträchtlicher Teil des Schweizervolkes in Frage kommt. Einzelne unserer wichtigsten Industrien stützen sich zum größeren Teil auf Heimarbeit, so die Stickerei (53 %), die Seidenstoffweberei (51 %), die Strohflechterei (78 %), die Schnitzlerei (51 %). Dabei konzentriert sie sich bekanntlich auf bestimmte Landesteile, und zwar wieder so, daß bestimmte Industrien in bestimmten Gegenden beinahe ausschließlich herrschen. Das Hauptgebiet der schweizerischen Heimarbeit ist die Ostschweiz. St. Gallen allein beherbergt davon 24 %, Appenzell 12, Zürich 11, worauf Bern mit 9, Aargau und Baselland mit 7 folgen u. s. w. In der Ostschweiz nun herrscht die Stickerei, Seidenstoffweberei und Baumwollspinnerei. Von der Stickerei entfallen auf St. Gallen 59 %, Appenzell 15, Thurgau 13; von der Seidenstoffweberei auf Zürich 39 %, Schwyz 18 %; von der Baumwollspinnerei auf St. Gallen 32 %; von der Seidenspinnerei auf Zürich 69 %, ebenso auf Zürich von der Schneiderei und Weißnäherei je 39 und 21 %. Von dieser haben wir schon bemerkt, daß sie sich überall in und um die größeren Städte zusammendränge, aus naheliegenden Ursachen. Ich gebe noch einige weitere Notizen: Die Seidenbandweberei entfällt zu 80 % auf Baselland; die Musikdosenindustrie ist Monopol der Waadt, die Tabakindustrie des Aargaus, die Schnitzlerei des Berner Oberlandes, die Seidenbeuteltuchweberei des Appenzellischen Vorderlandes; die Strohindustrie verteilt sich auf Aargau, Freiburg, Luzern, Tessin; die Wirkerei ist in der östlichen und nordwestlichen Schweiz vorwiegend zu Hause.

Diese Angaben wollen natürlich nicht Vollständigkeit erstreben. Sie wollen nur zeigen, welch große und wichtige Gebiete unseres Volkslebens noch der Klarlegung und Bearbeitung harren. Denn die Ausstellung hat diese Arbeit natürlich bei weitem nicht zu Ende geführt. Allerlei Fragen erheben sich vor diesen Zahlen und Karten, zum Beispiel: Welchen Einfluß haben diese verschiedenen Zweige

der Heimarbeit und die Heimarbeit überhaupt auf die Sinnesweise und Lebensführung, das moralische Wesen, die physische Beschaffenheit, das soziale Denken der daran Beteiligten? Wie sind diese Industrien historisch entstanden? Was für geschichtliche oder ökonomische Gründe erklären uns, warum die Heimarbeit sich gerade an den und den Orten konzentriert, warum wir z. B. mitten im Emmental auf einmal sporadische Textilindustrie und Putzmacherei auftauchen sehen? Diese paar Fragen, die sich leicht vermehren ließen, sollen nur zeigen, wie viel Arbeit hier noch zu leisten ist. Vorerst gilt auch für die Schweiz jenes bekannte Wort, daß viele unserer Gebildeten im allgemeinen von den Verhältnissen der Fidschiinsulaner und Zuluneger mehr wüßten als von den Lebensbedingungen des arbeitenden Volkes, neben dem wir wohnen. Durch mehr Wissen geht es hier zum besser Verstehen und zur sozialen Tat. Das Wissen weckt das Gewissen.

II.

Der zweite sich sofort einstellende Eindruck der Ausstellung ist der einer großen materiellen Not. Es wird von allen Seiten her bezeugt, auch von Leuten, die nicht im Geruch des Sozialismus stehen. Man hat darum von einer „Ausstellung des Elendes" geredet und nicht ganz mit Unrecht. Auf der andern Seite hat man behauptet, die ganze Veranstaltung sei tendenziös, sie gehe bloß darauf aus, die Verhältnisse in möglichst trübes Licht zu setzen. Ich glaube auf Grund genauerer Kenntnis der Tatsachen die Behauptung als unbegründet bezeichnen zu dürfen. Die Leute, die das Material gesammelt haben, sind keine Hetzer und keine Fälscher der Wahrheit gewesen. Es waren garnicht nur Sozialdemokraten dabei, aber die Ergebnisse der bürgerlichen Sammler stimmten mit denen der sozialdemokratischen durchaus überein. Daß die Unternehmer ein schlechtes Gewissen bei der Sache hatten, geht aus der Tatsache hervor, daß sie mit wenigen rühmlichen Ausnahmen (wozu die Basler Seidenfabrikanten gehören) die Teilnahme an der Ausstellung verweigerten und ihren Arbeitern mit Entlassung drohten, wenn sie den Sammlern Angaben machten oder Arbeit lieferten, welche Drohung sie zum Teil auch ausgeführt haben. Wenn sie dieses Vorgehen mit der Notwendigkeit begründeten, sie müßten ihre Muster schützen, so ist das eine gar zu fadenscheinige Ausrede; denn diese Arbeiten (die übrigens meistens auf Originalität wenig Anspruch machen dürfen) können ja in den Läden von jedermann gekauft werden. Gewiß bietet die Ausstellung auch in Bezug auf die Löhne kein vollständiges Bild. Da und dort mag sie die Lage zu ungünstig darstellen, dafür aber an andern Orten zu günstig. Sie will gar kein vollständiges Bild der Verhältnisse geben, sondern bloß Schlaglichter darauf werfen. Und diese Schlaglichter sagen uns vorläufig genug. Es gibt eine ganze Industrie, die Leineweberei, in der der Durchschnittsstundenlohn auf 11,1 Rappen steigt. Ein Leineweber verdient also in der Schweiz in zehnstündiger Tagesarbeit durchschnitt-

lich volle 1 Franken 11 Rappen! Es gibt aber Leineweber, die in zehn Stunden nur 45 oder 38 Rappen verdienen, wobei nicht einmal die Spulstunden einer Gehilfin eingerechnet sind. Aehnlich verhält es sich in der Kleider- und Wäschekonfektion und der Strohflechterei. Wenn wir den Zehnstundentag zu Grund legen (also eine Arbeitszeit etwa von 7—12 Uhr vormittags und von 1½—6½ Uhr nachmittags) so stoßen wir zum Beispiel auf folgende Tageslöhne: in der Konfektionsindustrie 51, 55, 79, 96, 43, 50, 54, 30 Rappen, 1.20 Franken; in der Tabakindustrie 45 Rappen (Kinderarbeit), 1.16, 1.11 Franken; in der Seidenstoffweberei 26, 31, 81 Rappen (Spulerei nicht eingerechnet); in der Strohindustrie 15 (!), 17 (!), 25 (!), 28 (!), 32, 42 Rappen — man bedenke, daß es sich um den Verdienst eines Zehnstundentages handelt! Es ist ein Hohn, wenn in solchen Fällen überhaupt von „Lohn" geredet wird. In diesen Fällen ist sicher vielfach Ausbeutung allerschlimmster Art mit am Werke, wenn auch dann und wann das sehr hohe oder sehr niedrige Alter der Arbeiter einen kleinen Verdienst begreiflich machte. Aber man bedenke: 15, 17, 25 Rappen! — Freilich liegen die Dinge nicht überall so traurig. Wir stoßen in der Seidenbandweberei auf Stundenlöhne von 13,3, 15,5 bis 42,2; in der Stickerei von 26, 30, 33 bis 50 oder gar 60 (das letztere jedoch nur ausnahmsweise), und besonders günstig stellen sich die (zu 98 % organisierten!) Beuteltuchweber, deren Stundenlohn sich zwischen 35 und 50 und mehr Rappen bewegt. Um diese etwas höheren Löhne richtig einzuschätzen, bedarf es freilich der Erwägung von allerlei Faktoren. Es muß bei den Stickern der Anteil der Fädlerin abgezogen und darf nicht vergessen werden (worauf der „Weberpfarrer" Eugster immer wieder hinwies), daß es Zeiten gibt, in denen wenig oder nichts verdient wird. Dafür sind dann für den Heimarbeiter auf dem Land die Wohnungsverhältnisse günstiger als für den städtischen Industriearbeiter.

Im Ganzen bekommen wir doch ein Bild der Dürftigkeit, ja des Elends, des bis zum Erliegen harten Kampfes mit Hunger und Not. Aus diesem grauen Allgemeinbild heben sich einige Einzelzüge besonders bedeutsam heraus. Zunächst die Tatsache, daß es zum größten Teil Frauen- und Kinderarbeit ist, die so schlecht gelöhnt wird. Auf 100 in der Heimarbeit beschäftigte Personen kommen 71 Frauen und nur 29 Männer. Der Frauenlohn nun ist natürlich auch hier nach dem alten Prinzip bemessen, daß die Frau bei gleichen Leistungen einen Drittel bis zur Hälfte weniger Lohn bekommt als der Mann, einem Prinzip, das in den heutigen Verhältnissen gar keine vernünftige Begründung mehr findet. Aber die Frauen sind geduldig, weil wirtschaftlich sehr oft ganz unwissend, dazu schwer organisierbar und leicht zu ersetzen! Darum ist die Frau stets ein besonders beliebtes Ausbeutungsobjekt des Kapitalismus gewesen. Ebenso die Kinder. Die Kinderausbeutung durch die Unternehmer, aber auch durch die eigenen Eltern, ist in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten her

eindringlich beleuchtet worden und es ist erfreulich, daß sich dabei zwei schweizerische Pfarrer ein besonderes Verdienst erworben haben.*) Man braucht nur einen Blick auf die Photographien zu werfen, die die hausindustrielle Bevölkerung an der Arbeit zeigen, um sofort einen tiefen Eindruck davon zu bekommen, wie viel zerstörtes oder überhaupt nie recht gekanntes Kindheitsglück einen Teil dieser Not der Heimarbeit bildete. Am besten illustriert dies allerdings die Tatsache, daß es in der Strohindustrie beschäftigte Kinder gibt, die noch auf dem Schulweg ihre Strohbänder flechten müssen. Auch die ostschweizerischen und andere Lehrer wissen von solcher gequälten Kindheit zu erzählen. Also Frauennot und Kindernot redet aus diesem grauen Bild zu jedem, der Ohren hat, zu hören. — Bedeutsam ist ferner die Tatsache, daß gerade an den Gegenständen des Luxus am meisten Not und, wir dürfen es wohl sagen, Unrecht haftet. Nur einige Beispiele aufs Geratewohl: Für ein gehäkeltes Jäckchen, wie es das Kind wohlhabender Eltern trägt, bekommt die Arbeiterin, die dafür 8—10 Stunden braucht, 55 Rappen. Eine geschickte junge Frau verdient mit Knüpfen von Seidenfransen für Balltoiletten 3,8 Rappen in der Stunde. Eine dreiundzwanzigjährige Tochter stellt feine Ballhandschuhe her und erhält dafür 15,5 Rappen die Stunde, also 1 Fr. 55 Rappen im Zehnstundentag, und kann sich ja dafür durch die Vorstellung des Vergnügens entschädigen, das die feine „Schwester" der oberen Stände empfindet, die diese Handschuhe am Balle tragen wird. Feine und feinste Blusen für elegante Damen werden den armen Frauen, die sie herstellen, auffallend schlecht bezahlt. Diese Tatsachen haben gewiß vielen edeldenkenden Frauen der sozial besser gestellten Stände, die die Ausstellung besuchten, das Herz schwer gemacht. Wir können also kaum ein Kleidungsstück tragen, sei's elegant, sei's einfach (denn auch in der gewöhnlichen Konfektion steht es nicht anders) ohne daß uns Unrecht und Not daraus anblickten! So sind wir miteinander verbunden und für einander verantwortlich. Dieser Teil der Ausstellung ist ganz besonders eine eindringliche Predigt der Solidarität. — Endlich gab es eine kleine Ecke, die den religiösen Leuten zu denken geben konnte. Da waren Gebetbücher, Rosenkränze mit dem Gekreuzigten daran und andere sogenannte Devotionalien ausgestellt und sie gehörten zu den am allerschlechtesten bezahlten der ganzen Ausstellung. Für die Herstellung von Rosenkränzen z. B. bekommen einzelne Arbeiter 4,5 Rappen die Stunde, andere (und das dürfte das Höchste sein) 9,75. Diese religiöse Ecke, wie ich sie nennen möchte, war so recht ein Symbol des Verhältnisses von kirchlicher Frömmigkeit und sozialer Gerechtigkeit, wie es sehr oft bestand und besteht.

Es erhebt sich nun aber die Frage, wie viel Unrecht in diesen Löhnen steckt. Sie ist nicht so ganz leicht zu beantworten. Denn um

*) Zinsli, früher Pfarrer in Walzenhausen (Appenzell) und Wild in Mönchaltorf (Zürich).

hier ganz klar zu sehen, müßte man einmal wissen, was das Material, engros gekauft, den Unternehmer kostet, sodann, was er für das fertige Produkt erhält und was der Detailist dann noch daran verdient. Wenn wir das alles wüßten, dann würde man vielleicht da und dort zugestehen müssen, daß Unternehmer und Zwischenmeister so ungefähr zahlten, was sie könnten, wenn ihnen noch ein ordentlicher Profit bleiben sollte, im Ganzen käme man gewiß auf das Ergebnis, daß wir es mit viel kapitalistischer Ausbeutung der Schwachen und Schwächsten und viel skrupelloser Bereicherung auf Kosten hungernder Mitmenschen, Frauen und Kinder vor allem, zu tun haben, und man müßte wohl auf manche Villa schreiben: „Aus Unrecht und Not armer Menschen gebaut.“ Einige Zahlen, die mir jetzt nicht gerade zur Hand sind (ich schreibe in den Ferien, abseits von meiner sozialen Literatur), würden dafür den schlagenden Beweis liefern. Freilich wäre damit nur an einem Spezialfalle das Prinzip der ganzen kapitalistischen Wirtschaftsweise festgestellt, nicht der einzelne Unternehmer gebrandmarkt.

Sodann wäre auch noch genauer zu untersuchen, wie groß und von welcher Art die Not der Heimarbeiter sei. Zweifellos ist sie auf dem Lande im allgemeinen kleiner als in der Stadt. Nicht nur sind dort die Wohnungsverhältnisse günstiger, es ist oft auch landwirtschaftlicher Nebenverdienst damit verbunden. Daß sie auch auf dem Lande sehr groß werden kann, besonders in Krisenzeiten, hat auf dem Kongreß ein so kundiger und verläßlicher Zeuge wie der „Weberpfarrer“ bestätigt und andere neben ihm. In der Stadt nun gesellt sich dazu noch das Wohnungselend. Daraus gehen wieder gesundheitsschädliche Folgen hervor. Es ist statistisch nachgewiesen, daß die Kindersterblichkeit in der hausindustriellen Bevölkerung um ein Erhebliches größer ist, als im Durchschnitt der übrigen schweizerischen Bevölkerung (in Appenzell J.-Rh. z. B. beträgt sie 12 % gegen 7 % in der ganzen Schweiz). Besonders haust in diesen Löchern von Wohnungen, wo oft Mann und Frau und eine Kinderschar im Arbeitsraum wohnen und schlafen, die Schwindsucht. Aber alle die Krankheiten, die in einer solchen Familie ausbrechen, die zum Teil in diesen Zuständen einen furchtbaren Nährboden besitzen: neben der Schwindsucht die Diphteritis, der Typhus, die Krätze, dazu die Masern, die Syphilis — sie übertragen sich unter Umständen auf den ahnungslosen Käufer, und das Kind der Mutter in der eleganten Villa stirbt an der Diphteritis, die sich in der schmutzigen Höhle bildete, da das Kind der armen Mutter sie bekam und davon genas. So predigt die Natur wieder das Gesetz der Solidarität, das der Mensch in seiner Borniertheit und seinem Egoismus nicht erkennt.

Auch auf diese Not nun hat die Ausstellung bloß Schlaglichter geworfen. Sie hat uns Aufgaben gestellt: die Aufgabe, sie genauer zu erforschen, auf ihren Grad und ihr Wesen, und sie zu beseitigen.

III.

Noch einen andern Eindruck hat die Ausstellung auf mich gemacht und sicher auf viele Andere. Sie ist ein Lied von der Arbeit — allerdings ein schwermütiges Lied! Sie ist es in verschiedenem Sinne.

Ergreifend groß ist gewiß manchem von uns auf dem ersten Gang durch die Ausstellungssäle wieder die Tatsache entgegengetreten, wie schwer das Joch der Arbeit auf einem großen Teil des Volkes lastet, wie sein Leben Arbeit ist, Arbeit und wieder Arbeit und wenig, so wenig Schönheit und Freude. Diese Tatsache ist uns freilich nicht unbekannt gewesen. Auch ich habe mich nicht nur überhaupt mit den Verhältnissen der Hausindustrie bekannt gemacht und trage schon längst jene klassischen Schilderungen ihres Elends aus dem „Kapital" von Marx, Kingleys „Alton Locke", den „Schrei der Kinder" von Elisabeth Barret Browning, das „Lied vom Hemde" und anderes der Art in meinem Gedächtnis, sondern habe auch Gelegenheit gehabt, vor der Eröffnung der schweizerischen Ausstellung von dem zu hören, was sie bieten werde — und doch hat mir schon lange kein soziales Bild mehr so das Herz bewegt! Ja, es klang wirklich wie ein schwermütiges Lied von der Arbeit, der harten Not der Arbeit! Allerdings auch von der Würde der Arbeit! Denn von dieser Arbeit lebt ja teilweise unser Volk. Ehrwürdig wurden mir diese Menschen, die treu und tapfer ein solches Leben leben, das fast nur Arbeit ist; ehrwürdig die Arbeit überhaupt, als ein Stück des großen Kampfes des Geistes mit der Materie und eine Offenbarung der Gottebenbildlichkeit des Menschen.

Aber neben der Würde der Arbeit drängt sich gerade hier auch ihre Entwürdigung auf. Was ist das doch für eine Arbeit! Sie muß zum großen Teil mit fieberhafter Schnelligkeit getan werden, denn sonst könnte auch der bescheidene Verdienst, den sie abwirft, nicht herausgeschlagen werden. Es ist fast unglaublich, was in solcher Arbeitshast namentlich Frauen leisten. Damit aber wirkt diese Arbeit verzehrend für den Leib und auch für die Seele. Der Arbeiter muß einzelne Fertigkeiten zu völlig maschinenmäßiger Vollendung ausbilden. Er wird selbst zur Maschine. Ob eine solche hastige Arbeit noch im Sinne der Schillerschen „Glocke" von guten Gedanken begleitet sein könne, ist mir zweifelhaft. Da entstehen doch wohl eher Gedanken der Verbitterung. Und wie soll ein Mensch Freude haben an solcher Arbeit? Er darf sie ja gar nicht so machen, daß er damit innerlich zufrieden sein könnte; sein einziges Augenmerk muß sein, sie so rasch als möglich zu Ende zu bringen. Er ist fast genötigt, auf den Schein hin zu arbeiten.*) So bringt die Arbeit ihn herunter, statt ihn zu erheben. Und dazu ist sie noch von Unrecht und wenn das nicht, doch von allerlei Quälerei ganz umsponnen. Da werden wegen Kleinigkeiten Lohnabzüge gemacht, die gelegentlich sogar mehr

*) Das bezeugen die Heimarbeiter selbst immer wieder.

betragen, als der für das betreffende Stück überhaupt bezahlte Lohn; da werden unwissenden Arbeitern sogenannte blinde Akkorde aufgedrängt, d. h. der Preis der Arbeit wird erst nachträglich festgestellt; da zwingt noch da und dort das sogenannte Trucksystem den Arbeiter, bei seinem Arbeitgeber oder Zwischenmeister zu kaufen und so um einen Teil seines Lohnes zu kommen; da herrscht noch vielfach das sweating-system,*) d. h. der Unternehmer verkehrt nur durch Zwischenmeister (sweater) mit dem Arbeiter, der diese unerbittlich „schwitzen" macht, bis zu blutigem Schweiß; da werden sogar Botengänge der Fergger dem Arbeiter selbst ganz oder teilweise angerechnet. Das alles muß die Arbeit vollends vergiften. Freilich können auch hier herzensharte Ethiker und Theologen kommen und sagen: „Auch in solchen Verhältnissen kann ein Mensch durch Liebe und Treue seine Arbeit adeln und sie als Gottesdienst betrachten." Sie muten damit diesen Arbeitern einen Heroismus zu, den sie selbst wohl schwerlich zeigen. Es gibt sicher auch Arbeiter, die ihn verwirklichen. Aber ist es recht, wenn die andern, die große Mehrzahl, darin verkümmern müssen.

Freilich haben wir auch hier nur eine Teilerscheinung der allgemeinen Verstörung und Entweihung vor uns, die der Mammonismus in Gestalt des Kapitalismus über die Arbeit gebracht hat. Aber gerade in den Sälen dieser Ausstellung kann in unserer Seele wieder so recht leidenschaftlich lebendig werden die Sehnsucht nach der Erlösung der Arbeit.

IV.

Es sind schließlich auch nationale und ethische, ja religiöse Erwägungen, die uns beim Wandern durch die Ausstellungsräume kommen.

Nationale Erwägungen: Ist es wohl ein Glück für unser Volk, daß in seiner nationalen Arbeit die Heimarbeit eine so große Rolle spielt? Ist sie geeignet, ein leiblich gesundes und seelisch kräftiges, aufrechtes, männliches Geschlecht zu erzeugen? Man darf dazu Fragezeichen setzen, auch wenn man gerne zugibt, daß bis jetzt die gute alte Schweizerart den ungünstigen Einflüssen dieser Arbeit ziemlichen Widerstand geleistet habe. Der Heimarbeiter befindet sich meistens in doppelter Abhängigkeit: einmal von seinem Arbeitgeber, dann vom Zwischenmeister oder Fergger; er leidet stärker unter den Schwankungen des Arbeitsmarktes; er ist schutzloser. Zugleich entbehrt er jener großen erzieherischen Faktoren, die in der Arbeiterbewegung tätig sind: des Zusammenschlusses mit den Arbeitsgenossen zu gegenseitiger Hilfe und zu jenem Kampf um eine bessere Zukunft, der die männlichen Eigenschaften langsam wieder wachruft. Dem Heimarbeiter droht die Gefahr, daß er in einen kleinlichen Egoismus versinkt. Unmännliche, gedrückte Art und egoistische Gesinnung sind aber eine

*) Wörtlich: Schwitzsystem (ea sprich i).

schlechte Ausstattung für den Bürger einer Demokratie. Es bleibt also, vom nationalen Standpunkt aus betrachtet, nur eine Alternative: Entweder Beseitigung der Heimarbeit (und für manche ihrer Branchen wird das der einzige Weg sein), oder Schaffung kräftiger Organisationen, was leider nur sehr schwer ist.

Es ist ein Verhängnis für unser Land, daß wir aus Mangel an Kohlen- und Erzlagern auf Industrien angewiesen scheinen, die entweder direkt korrumpierend wirken, wie die sog. Fremdenindustrie, oder sehr stark der Konkurrenz ausgesetzt sind und nur verhältnismäßig schlechte Löhne zahlen können, wie die Textilindustrie, von der übrigens auch nicht gesagt werden kann, daß sie gerade besonders geeignet sei zur Erziehung eines männlichen Geschlechtes. Desto notwendiger ist für uns einerseits der Schutz der besseren Industrien, wie z. B. der Maschinen- und Elektrizitätsindustrie, und vielleicht Schaffung neuer, moralisch und physisch günstigerer Erwerbsarten, auf der andern Seite eine energische Sozialpolitik und als ihre Triebkraft eine einflußreiche Arbeiterbewegung und starke Entfaltung der Organisation.

Zu diesen nationalen und politischen gesellen sich ethische und religiöse Erwägungen. Wir haben sie zum Teil schon gestreift. Eine neue Ethik der Arbeit ist es vor allem, die aus dieser neuen Erkenntnis der Dinge emporsteigt, emporsteigen muß. Es ist in der Ausstellung wohl manchem so gegangen, wie mir, daß ihm von einigen Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens klar wurde, daß er noch nie danach gefragt habe, woher sie eigentlich stammten. Wir sind in unserer von der Geldwirtschaft beherrschten Zeit nur auf die Frage eingestellt: „Was kostet es?“ Wir sind ganz davon entwöhnt, uns darum zu kümmern, was für Menschen dahinter stehen, unter welchen Verhältnissen sie die Sachen herstellen, ob diese Verhältnisse gerecht und gesund sind und wir also die Dinge mit gutem Gewissen gebrauchen dürfen oder nicht. Hierin müssen wir gründlich umdenken lernen. Der Mensch muß weiter zu seinem Rechte kommen gegenüber der Sache — was ja der ethische Sinn der ganzen sozialen Bewegung ist. Das ist auch der gute und große Sinn, der den Bestrebungen der sozialen Käuferliga zu Grunde liegt, die in dieser Hinsicht eine Verwalterin des Ruskin'schen Erbes ist. Wenn dieses neue Denken sich durchsetzt, werden nicht nur die Damen sich schämen, die zur Erlangung eines größeren Taschengeldes durch billige Heimarbeit zu Lohndrückerinnen werden, sondern auch sogenannte Wohltätigkeitsvereine einsehen, wie verkehrt es heute ist, wenn wohlhabende Damen für die Armen Näh- und Strickarbeit tun, da doch Arbeit das ist, was diese am meisten nötig haben. Die Erkenntnis, das Verstehen ist es, das den Menschen zum Menschen führt und umgekehrt ist es das Erwachen des Menschen, was uns die Augen öffnet für das Unmenschliche an unseren Zuständen.

Diese Gedanken werden für einen religiösen Menschen von selbst religiös. Also solche Zustände gibt es in unserer „christlichen“ Welt!

Also so weit ist es mit der Bruderschaft her! So lassen wir neben schönen erbaulichen Reden die Menschen in Not versinken! So wenig haben wir die Ethik des Evangeliums verstanden und angewendet! Wir müssen ganz anders ernst machen mit unserer Zusammengehörigkeit vor Gott, unserer Verantwortlichkeit für einander — sonst stehen wir unter einem Fluch, dem Fluch des Egoismus. So wird die „Ausstellung des Elends" eine Predigt sozialen Christentums.

V.

Und wie soll nun geholfen werden? Das war die Frage, die der Kongreß sich stellte. Es war ein glücklicher Gedanke, ganz im Sinn der modernen Pädagogik, auf die Anschauung die theoretische Erörterung folgen zu lassen. Unter der Wucht dieser Anschauung standen denn auch die Verhandlungen. Es waren vorwiegend Delegierte der Arbeitervereine, die daran teilnahmen, dazu Mitglieder der Käuferligen, Sozialreformer und nur eine kleine Zahl von Heimarbeitern selbst. Es war ein erstes Anfassen der Frage und darum bot der Kongreß mehr eine reichhaltige Aussprache, als daß er schon vom Geiste zielklaren, praktischen Eingreifens beherrscht gewesen wäre. Es kam vor allem die Not in immer neuen Tönen zur Aussprache, diese Not, die bei uns noch so wenig zu Wort gekommen war. Es wurde, wie es bei solchen ersten Versuchen zu geschehen pflegt, ein ganzes Füllhorn von Vorschlägen zur Hilfe ausgeschüttet, aber es trat noch nicht genug hervor, welche von ihnen wohl Aussicht hätten, sich in der Praxis zu bewähren. Staatshilfe und Organisation der Produzenten und Konsumenten waren die beiden festen Punkte, zu denen man immer wieder zurückkehrte. Daneben machte sich immer wieder die Stimmung geltend, daß das Beste die Beseitigung der Heimarbeit wäre — eine Stimung, die natürlich wenig Elan für eine kräftige Hilfe gibt. In Bezug auf die Organisation müßte die bekannte Tatsache wieder festgestellt werden, daß sie gerade bei diesen Arbeitern besonders schwer sei und in Bezug auf die Staatshilfe, daß es eine starke Illusion sei, von Regierungen, die ihren sozialpolitischen Eifer auf die Schaffung von Streikgesetzen konzentrieren, auf einmal so viel soziale Einsicht und Energie der Hilfe zu erwarten. Pfarrer Pflüger las dem Bundesrat und der Bundesversammlung ein scharfes, aber nicht zu scharfes Kapitel, nannte die deutsche Reichsregierung im Vergleich zu der unsrigen eine fortschrittliche und fand damit den Beifall auch der meisten bürgerlichen Mitglieder des Kongresses. Es war überhaupt für den Schreiber dieser Zeilen eine Genugtuung, wie die von ihm schon lange aufgestellte und ihm fast als Vaterlandsverrat angerechnete Behauptung, daß die Schweiz sozial und teilweise auch politisch eines der rückständigen Länder geworden sei, von allen Seiten als selbstverständlich hingestellt wurde. Wenn diese Einsicht zunimmt, ist uns schon geholfen. Daß eine starke, auch in den Bundesbehörden richtig vertretene Arbeiterbewegung das beste Mittel sei, aus der

sozialen und politischen Stagnation herauszukommen, wurde mit Recht betont. Freilich ist zu wünschen, daß in ihr mit wachsender Teilnahme am Regieren und am Leben des Volkes überhaupt auch der Geist eines engen Fanatismus, wie er gelegentlich auch auf dem Kongreß seine Stimme hören ließ, zurücktrete vor jener großen und freien Art, wie sie so erhebend und wohltuend wieder Greulich vertrat.

Der Kongreß hat schließlich dem schweizerischen Arbeiterbund den Wunsch ausgesprochen, er möge ein Aktionskomitee wählen, das seine Anregungen und Resolutionen weiter verfolge und sie zu einer gesetzgeberischen Aktion verdichte. Es hängt also zum Teil von der Tätigkeit dieses Komitees ab, was für Früchte der Kongreß zeitigt. Aber nur zum Teil, denn eine Frucht hat er doch schon jetzt getragen: er hat starke Anregung gegeben und durch Aufrollung aller in Betracht kommenden Fragen die Arbeitsziele gezeigt. Es ist mir unbegreiflich, daß ein sonst so auf der Höhe stehendes Blatt wie der „Grütlianer" so geringschätzig über den Wert des Kongresses reden kann, als sei er bloß eine matte akademische Diskussion gewesen, und ihm vorwirft, nicht Hilfe gebracht zu haben. Kann ein Kongreß das direkt tun? Auch ein Sozialistenkongreß kann nur diskutieren, Wege zeigen, Gedanken ausstreuen, das Uebrige ist Sache des sozialen und politischen Kämpfens und Arbeitens.

Das Wichtige und Große, was Ausstellung und Kongreß geleistet haben, ist dies, daß sie Vielen die Augen geöffnet und unser soziales Gewissen ein Stück weiter gebracht haben. Daraus werden sich praktische Folgen sicher ergeben. Sie haben Samen ausgestreut und sicher wird an vielen Orten die Saat aufgehen und Früchte reif werden.

Dazu kann auch „die Kirche" mithelfen. Hier ist ein Feld, wo gerade der Pfarrer soziale Arbeit organischer Art tun kann. Man wirft ja sonst den Pfarrern gern vor, sie verstünden nichts von sozialen Dingen und sollten diese andern überlassen. Ich halte diese Rede für gänzlich falsch und meine, sie sei selbst aus Unwissenheit entsprungen, nämlich aus der Unfähigkeit, einzusehen, daß zu sozialem Verständnis noch etwas mehr nötig ist, als daß man ein geriebener Praktikus sei. Aber wie es sich damit auch verhalte, niemand wird leugnen, daß hier ein Gebiet ist, auf dem zu arbeiten der Pfarrer vor vielen berufen ist. Er hat Gelegenheit, den Heimarbeitern persönlich nahe zu treten, ihre Lage nach allen Seiten hin kennen zu lernen und so auch für die Mittel zur Hilfe Verständnis zu gewinnen. Nicht jeder mag dazu Geschick oder Gelegenheit haben, aber da und dort einer wird einen großen nnd edlen Anteil gewinnen an der Hebung einer großen Not, die für uns alle ein Vorwurf ist.*)

L. Ragaz.

---

*) In der Zürcher „Freitagszeitung" und neuerdings im „Freien Schweizer Arbeiter" haben Herr Pfarrer Blum in Mönthal (Aargau) und ein „aargauischer Pfarrer" bereits Proben verständnisvoller Beurteilung speziell unseres Gegenstandes geliefert. — Ich füge hinzu, daß ich in der nächsten Nummer ein Verzeichnis einschlägiger Literatur geben werde.

diese Religionsverächter, unser Reformchristentum kennten, das da glaubt, weil sie wissen, daß ohne Jenseitsreflektionen uns doch getrost dem Tode ins Auge sehen läßt — sie würden heute noch sich zu uns bekennen.

Auch in anderer Hinsicht wird die Bedeutung des Monismus nicht richtig eingeschätzt. Verächtlich redet Schmid, in Anbetracht der verschiedenen Auffassungen im heutigen Monismus, vom Konfusionismus, nennt seine Vertreter „jenseits von Gut und Böse stehend," jedes Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühles bar. — Und andererseits ist er in der Verteidigung seines Gottesglaubens nicht freizusprechen von einem nicht hoch einzuschätzenden Opportunismus, und fast banal klingt es zu hören, daß die großen Massen, losgerissen von dem angestaunten Glauben des Vaterhauses, „eben doch auch etwas für ihr Gemüt haben müssen," und damit in Aberglauben und Spiritismus verfallen.

Diese Oberflächlichkeit in der Einschätzung des Christentums selbst wie seiner Gegner müssen wir umsomehr bedauern, als der Vortrag, an sich eine glänzende rednerische Leistung, auch im übrigen mit Geschick allem dünkelhaften Freidenkertum zu Leibe geht.

Dr. med. Th. M.

J. Nink. Ein verkannter Wohltäter. Leipzig, Deutscher Bücherfreund G. m. b. H. Einzelpreis 30 Rp.

Der „verkannte Wohltäter" ist der Sonntag. Sein Segen und seine Schönheit werden in dem Schriftchen so lebendig und volkstümlich geschildert, daß es in der Propaganda für die Sonntagssache gewiß treffliche Dienste leisten kann.

L. R.

Druckfehler. In dem Aufsatz über die „Heimarbeitsausstellung" in der letzten Nummer hat sich ein bedauerlicher Druckfehler eingeschlichen. Seite 282 (Anmerkung) muß es heißen ea sprich e nicht i. Ich habe die Anmerkung extra gebracht, weil das Wort so oft falsch ausgesprochen wird, auch von Rednern, an denen dies auffällt und störend wirkt. Und nun habe ich extra das Falsche für das Richtige ausgegeben. Uebrigens wäre wohl das Beste, wenn einfach das deutsche Wort gebraucht würde.

L. R.

Einladung.

Die vertrauliche Zusammenkunft von Freunden der religiös-sozialen Konferenz findet **Mittwoch den 13. Oktober, vormittags 9½ Uhr,** im **Hotel Rößli** in **Brugg** statt. Herr Pfr. Stückelberger in Oerlikon wird die Besprechung mit einem Referat: **„Zur Verständigung über das religiöse Motiv unseres Sozialismus"** einleiten. Nachher gemeinsames Mittagessen.

Wir laden dazu auch diejenigen Gesinnungsgenossen, die eine ausdrückliche Anmeldung versäumt haben, nochmals herzlich ein. Ueber Charakter und Zweck der Veranstaltung bitten wir nochmals unsern Aufruf in Nr. 6 zu vergleichen.

Die engere Kommission:

Ragaz. Kutter. Pfister. Liechtenhan.

Redaktion: **B. Hartmann,** Pfarrer in Chur; Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Buch (Kt. Zürich); **L. Ragaz,** Professor, in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.